

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336754](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336754)

zu finden vermochte. Der Regierungsvertreter glaubte sich jedoch beim Anblick des von vorn nur als kurzes, stutzerhaftes Kittelchen erscheinenden Feiertkleides von dem Vor- geladenen, einem ehemaligen 1848er Freiheitsmann, angeulkt oder wenigstens nicht genügend respektiert. Auf bezüglichen Vorhalt machte der resolute Frackträger sofort kehrt und erwiderte, mit den untergefaßten

Hausstür über und über mit Proklamationen und Bildern des gefeierten Freischarenführers in Bluse, Wasserstiefeln, Schleppefäbel und Federhut, sowie mit allerlei die Revolution verherrlichenden Flugblättern, mit Freiheits- und Hederliedern. Seinem überquellenden Freiheitsdrang und Tatendurst machte der sonst Gutmütige und Harmlose in geräuschvollem Bamarbasieren und schwadronierendem Krafkeel Lust. In gefahrdrohende Wallung geriet seine republikanische Bürgerseele bei Bekanntwerden des siegreichen Vordringens der anrückenden Preußen in der Pfalz. Sein volkstribunlicher Charakterkopf gemahnte an Danton, wenn er mit geballter Faust und rollendem Blick deren bevorstehendem Erscheinen die blutrünstige Drohung entgegenstellte, daß er jedem dieser preukischen Hungerleider, der es wagen sollte, die Seckach zu überschreiten, mit seinem Scherdeggen (dem langen zweigriffigen Schabmesser der Gerber) den Hals abschneiden werde. Aber mehr noch als die Pike, von welcher der in Gustav Freytags



Schößflügelu zierlich wie eine Bachstelze wippend: „Herr Oberamtmann, hinten ist auch noch was!“

Weniger gut war er auf den Amtsrichter B. zu sprechen, der ihn in der Berufungsinstanz wegen eines Polizeivergehens verurteilt hatte. Als dieser bald darnach starb und die Leiche nach auswärtig überführt wurde, bemerkte der vermeintlich ungerecht Verurteilte beim Passieren des Leichenwagens gallig zum benachbarten Kaminfeger Bühl: „Was nützt mich's, wenn ihn jetzt auch der Teufel geholt hat und aus dem Städtlein führt; den Fuhrlohn hab ich doch zum voraus bezahlet müssen.“

Bei dem Tanzbergunglück vom 24. Juli 1837, das drei einheimische Todesopfer forderte, ward er wie durch ein Wunder gerettet, indem er im Augenblick der Verschüttung durch die einstürzenden Erdmassen mit dem Kopf unter seine Schaufel zu liegen kam und so vor dem Erstickungstod bewahrt blieb.

Die Stürme des Völkerfrühlings von 1848 und 1849 hatten, wie schon erwähnt, auch den „Bürger“ Kuhn mächtig ergriffen und mit fortgerissen. In Friedrich Hecker erblickte und verehrte er den politischen Messias der Deutschen. Er trieb einen förmlichen Heckerfult und errichtete in seinem Hause wie in denen der Nachbarschaft dem Volkstribun flammende Altäre. Wie einst Luther seine Thefen an die Schloßkirchentür hestete, so bedeckte der Adelsheimer Freiheitsapostel seine

den Hals abschneiden werde. Aber mehr noch als die Pike, von welcher der in Gustav Freytags „Ahnen“ zum Freiheitskampf ausziehende Schuster meint, daß sie „eine furchtbare Waffe sei, jedoch einen ruhigen Feind fordere“, mehr noch als die Pike setzt der Scherdeggen einen geduldigen Gegner voraus, wenigstens einen zahmeren, als es die zündnadelbewehrten Preußen gewesen sind. Diese kamen dann auch schon in den allernächsten Tagen über die Hardtbrücke in's Städtlein gezogen, ohne daß der Blutdürstige in die Lage gekommen wäre, sich um deren Hälse zu bemühen. Die Strafe, die der Vollblutdemokrat den frechen Eindringlingen zuteil werden ließ, bestand in der alsbaldigen Entfernung der Heckerbilder und der Freiheitslieder, die durch die profanen Blicke der verhassten Fürstenschergen nicht untheiligt werden sollten. Gleichwohl verurteilte ihn das von den Pickelhaubenträgern eingesetzte örtliche Standgericht wegen seiner um ein Jahr zurückliegenden Anführerschaft bei Erstürmung des Schlosses der Ortsherren zu einer mehrjährigen Freiheitsstrafe.



Bei alledem aber besaß der Freiheitsheld ein warmes Gemüt, einen gesunden Humor

5 Badischer Kriegesbundkalender für 1933.

und Sinn für Poesie. Sein Lieblingsgedicht, das er bei guter Stimmung öfters im Freundeskreis zum Besten gab, war des alten Dorfschulmeisters Samuel Friedrich Sauter Kartoffellied „Herbei, herbei zu meinem Sang!“ ein Zeichen, wie das Volk sich ernstlich auch an solcher Dichtung zu erfreuen vermag, unbewußt der ihr anhaftenden unfreiwilligen Komik, jedoch angezogen von deren warmer, volkstümlicher Fassung.

Wie sauer manche Leute ihr Brot verdienen müssen, sehen wir an unserem Weißgerber, der seine Ware jeweils mit dem Hand Schubkarren nach dem 60 Kilometer entfernten Eberbach a. N. sowie auf den Gundelsheimer Markt brachte und ebenso wieder zu Fuß zurückkehrte. Selbst nach Erbauung der Odenwaldbahn setzte er diese Geschäftsreisen unverdrossen auf der Landstraße fort, weil er mit dem „neumodischen Teufelsfuhrwerk“, wie er die Eisenbahn nannte, nichts zu schaffen haben mochte. Gesah es aber, daß ihm bei solcher Ausfahrt innerhalb des Ortsetters eine alte Frau über den Weg lief, so erschien ihm das als ein untrüglich Vorzeichen, daß ihm an diesem Tag kein Glück beschieden sei und niemand etwas von ihm kaufen werde. Alsbald kehrte er dann mit seinem Gefährt wieder um und verzichtete auf den Besuch des Markts. Für den eigenen Lebensunterhalt gab er bei diesen Marktfahrten keinen Kreuzer aus, sondern ließ sich an dem von Hause mitgenommenen Stück Schwarzbrot genügen. Dafür aber brachte er jedesmal seinen beiden Kindern Heinrich und Rannchen ein aus dem Erlös erstandenes Geschenk mit heim, ein ehrendes Beispiel opferfreudiger Hingabe eines Familienvaters für die Seinen. Einer der glücklichsten Tage seines Lebens war das Tauffest seines Enkels, der späterhin im Weltkrieg dem Vaterland sein Leben zum Opfer bringen mußte.

Nicht allein in der Eisenbahn, sondern in dem unaufhaltsamen Fortschreiten des Kulturzeufels überhaupt, der nachgerade auch in das stille Sedachtal seinen Weg gefunden hatte, vornehmlich im Ueberhandnehmen der technischen Erfindungen erblickte der am bewährten Alten Festhaltende ein sicheres Zeichen des unmittelbar bevorstehenden Weltendes. Oft pfl egte er in einer gewissen Vorahnung zu sagen: „Wenn einmal Fuhrwerke kommen ohne Deichsel und ohne Gänl, dann geht die Welt unter.“ Was würde der Gute sagen, wenn er die Zeit der Automobile, der Tanks, der Flugzeuge und der Luftschiffe noch erlebt und wenn er gesehen hätte, wie

sich die Völker der Erde mit diesen Höllemaschinen gegenseitig zu vernichten suchen.

Um so unniger war er mit seinem ehrlichen Schubkarren, seinem getreuen Lieblingsfuhrwerk, verwachsen, mit dem man ihn täglich sehen konnte. Als er nach dem großen Brand von 1865 sich wieder eine neue Scheuer baute, schleppte er selber den ganzen Bedarf an Bausteinen, Sand und Kalk mit diesem einrädrigen Behikel herbei. Wären bei seinem Tod im Jahr 1873 noch die alttestamentlichen Beförderungsmittel nach dem Jenseits im Gebrauch gewesen, so wäre sein verkürzter Leib, schon zu Lebzeiten eine ehrwürdige Prophetengestalt, auch noch im feurigen Schubkarren gen Himmel gefahren.

\*

## Die Badener bei Nuits

Tagesbefehl  
des Generals von Werder.

Dijon, 19. Dezember 1870.

Die erste und zweite badische Brigade hat am 18. in dem blutigen und siegreichen Gefecht bei Nuits wiederum die ausgezeichnete Tapferkeit und Manneszucht bewiesen, die das Deutsche Reich groß, stark und gerecht macht. Die Regimenter, welche den Sturm auf die Eisenbahn und Stadt ausführten, haben eine der höchsten militärischen Leistungen erfüllt. Ohne einen Augenblick zu wanken gegenüber einer vorzüglichen Stellung, die von einem gut bewaffneten und an Zahl überlegenen Feind hartnäckig verteidigt wurde, sind die Bataillone musterhaft vorgegangen und haben glänzend gesiegt. Wenn wir leider unter den schweren Verlusten so viele tüchtige Offiziere und brave Soldaten, auch den tapferen Oberst v. Renz zu beklagen haben, so freuen wir uns doch, daß die Verwundungen zweier verehrter Führer, Generalleutnant v. Klüner und Prinz Wilhelm sehr leicht sind, ihre Wiederherstellung bald wieder zu erwarten steht. Die Erfolge des Tages waren bedeutend. Der Feind verlor etwa 1000 Mann an Toten und Verwundeten, 700 Gefangene, ein Gewehr- und Munitionsdepot und zahlreiche Waffen. Ich danke allen Führern und Soldaten, allen Ärzten und Beamten für ihre erwiesene glänzende Tätigkeit und Ausdauer an diesem ehrenvollen Tage, dem 18. Dezember.

v. Werder, General der Infanterie.

\*

# Die Jagd

Von Heinrich Bierordt.

Dezember 1856.

September 1870.

Was sprengt durch die Schlucht mit Hall  
 und Gallo,  
 Durch Gestrüpp und durch ritzende Dörner?  
 Im Wald, im verschneiten, von Fontaine-  
 bleau  
 Da schmettern die lustigen Hörner.

Es saust im Galopp und es saust im  
 Carrière  
 Und es braust, wie vom Sturme getragen,  
 Mit feurigen Wangen, mit blinkendem Speer  
 Das flüchtige Wild zu erjagen.

Vom Gebisse triest der froliche Schaum  
 Auf den glitzernden Schnee, der gefroren;  
 Es flattert im Winde der Schwanenflaum,  
 Es funkeln die goldenen Sporen.

Es reitet der Kaiser Napoleon  
 Zur Hirschjagd hinaus mit den Gästen;  
 Es rieselt und knistert mit silbernem Ton  
 Der Reif von den stäubenden Nesten.

Im Jagdzug voll phantastischer Pracht,  
 In grünen, in samtnen Gewänden,  
 Mitreitet ein Mann in schlichter Tracht,  
 Ein Krieger aus deutschen Landen.

Da schau: dort hat in des Jagens Wut  
 Im Gesträuch sich der Kaiser versangen,  
 Sein krausenfederngeschmückter Hut  
 Bleibt im Wacholder hängen.

Und der schwächliche Jäger aus deutschem  
 Reich  
 Schwingt rasch sich vom Pferde zur Erde,  
 Und reicht ihm hinauf den verlorenen gleich  
 Mit anstandsvoller Gebärde.

„Habt Dank, General von Moltke, Dank,  
 Eine Gnade sollt Ihr Euch wählen;  
 Wir wollen heut abend den heiteren Schwanz  
 Der Herrin von Frankreich erzählen.“

Die Kanonen schweigen, die Schlacht ist aus,  
 Die Streiter ruh'n vom Kämpfen,  
 Auf der Balstatt braut's, verhüllend den  
 Graus,  
 Von herbstlichen Morgendämpfen.

Dort raucht Sedan, dort treibt die Maas  
 Der Ross' und Menschen Leichen,  
 In dem feuchten Gras mit den Augen wie  
 Glas  
 Liegen rings die Toten, die bleichen.

Durch den silbernen Nebel blitzen herauf  
 Der Ulanen bewimpelte Lanzen,  
 Die Straße dahin, hügelab, hügelauf  
 Sprengen flüchtige Ordonnanzen.

Auf der herrschenden Höhe der Feldherr  
 steht,  
 Kein Muskel sieht man sich regen;  
 Dem Allmächtigen dankt er mit stillem  
 Gebet  
 In Feldmütze, Schärpe und Degen.

Er späht in das Thal mit des Adlers Blick  
 Und er lauscht den verhallenden Hufen:  
 Im Winde klingt rauschende Feldmusik  
 Und der Lagerwachen Rufen.

Und ein Lächeln, ein feines umspielt seinen  
 Mund,  
 Als die Sonne die Nebel nun lichtet:  
 Dort jagt ein Gefährt durch den dampfenden  
 Grund  
 Mit dem Manne, den Gott gerichtet.

Dort schaut er gefangen Napoleon  
 Aus Frankreichs Grenzen fahren,  
 Ihm gibt das Geleit eine finstre Schwadron  
 Von Totenkopfhularen.

Der Kaiser sitzt so aschenfahl  
 In dem prunkenden, schimmernden Wagen —  
 Heut hat ihm der schwächliche General  
 Die Krone vom Haupte geschlagen.



# Franzosenzeit und Napoleonkult in Baden

Von Adolf Kufmann.

**W**ie unbegreiflich es auch dem heutigen Geschlecht erscheinen mag, in meiner Jugend gab es in Baden und den Ländern am Rhein überhaupt Franzosenfreunde in großer Zahl; mein Vater stand damit nicht allein. — Wie war dies möglich? Konnten sich deutsche Männer den Lehren der vaterländischen Geschichte so ganz verschließen? Hat nicht Frankreich seit Jahrhunderten Heer auf Heer über die Grenze geschickt, Deutschland verwüstet und ausgeplündert, seine Städte verbrannt und große Provinzen vom Reiche gerissen? Was im Osten der Türke, war im Westen der Franzose, ja, schlimmer als der Erbfeind der Christenheit hatte der „allerchristlichste König“ auf dem deutschen Boden gehaust, und in den Trümmern des Heidelberger Schlosses halte es immer noch wider von dem Rufe der welschen Nordbrenner: „Brûlez le Palatinat!“

In den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts hatten unsere Nachbarn das Lilienbanner mit der Trifolore vertauscht. Unter dem Feldgeschrei: „Krieg den Palästen! Friede den Hütten!“ zogen sie über den Rhein. Aber die Beutegier war die alte, und sie schonten ebensowenig die Hütte des Bauern, wie das Schloß des Edelmanns. kamen wir Schüler in die Ferien nach Wiesloch, so erzählte uns der alte Posthalter Greif, der noch die Kriege der Republik erlebt hatte, abends in den „Drei Königen“, ehe er am Wirtstisch müde einnickte, Geschichten aus den Tagen, da die Sansculottes bald siegend, bald geschlagen durch die Pfalz zogen. „Changez! changez!“ riefen sie auf der Landstraße den Begegnenden zu, die besseres Schuhwerk trugen, und „tout de suite! tout de suite!“ in Stadt und Dorf, wenn sie Kisten und Kasten leerten, Würst und Schinken aus dem Rauchfang holten, Hühner und Gänse aus den Ställen mitgehen hießen. Seitdem, so belehrte uns der alte Posthalter, rufen die Wieslöcher: „Duhwitt! Duhwitt!“ wenn es gilt, rasch in Haus und Hof aufzuräumen. — Wie die Unterländer wußten die Oberländer von dem Uebermut der ungebetenen Gäste zu erzählen. Besser als der Griffel der Gelehrten zeigte mir eine Geschichte aus dem Munde eines Landwirts im Randerer Tale, wie es damals in den Bergen des Schwarzwaldes zunging. — In einem der Bauernhöfe hatte

sich ein Kürassier einquartiert und drangsalierte das Haus mit „tonnerre de dieu!“ und „sacre du bleu!“ Die Frau mußte ihm auswarten mit Schweinefleisch und Nudeln und der Bauer dienstbereit zur Seite stehen bei Tisch, mit der Schere in der Hand, und die



glt

Nudeln abschneiden, die ihm beim Schmausen zu lang über die Lippen herabgingen.

Nur selten wagte das gequälte Volk offenen Widerstand. So im Kapplertal bei Achern, wo sich die Bauern unter kriegserfahrenen Führern tapfer zur Wehr setzten und den Feind verhinderten, in das Tal einzudringen. Mitunter trogten auch einzelne unerschrocken der Gewalt. Meine Mutter erzählte mir oft von ihrem Vater, seinem Mut und seiner Stärke. Als württembergischer Reiter hatte er den Pallasch geführt, ehe er die Buhlbacher Glashütte bei Freudenstadt im Schwarzwald in seinen Besitz brachte. Die Hütte liegt am östlichen Fuße des Kniebis. Die Franzosen hielten im Winter die Schanzen auf dem Rücken des Berges besetzt. An einem sonnigen Tage kam ein Trupp zur Glashütte herab. Mein Großvater bewirtete sie gastfrei; sie fingen aber bald an, Anflug zu treiben und die Herren zu spielen. Da holte er seinen langen Reiterfäbel und jagte sie aus dem Hause. — Einige Tage nachher kam ein Holzfäller gelaufen: „O Herr, es wimmelt von Franzosen den Berg herab, sie haben es auf Euch abgesehen!“ Der tapferere Mann bewaffnete sich und seine Leute und verrammelte das Haus. Sie kamen und verlangten Einlaß. Er weigerte sich zu öffnen und drohte, als sie sich anschickten, die Türe einzustoßen, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Sie wagten es nicht, ernstlich vorzugehen, vermutlich weil der Herzog von Württemberg mit Frankreich einen Separatfrieden

abgeschlossen hatte; sie unterhandelten deshalb mit freundlichem Zuspruch: er möge getroßt herauskommen, sie wollten ihm kein Leid antun und möchten nur den alten Soldaten sehen, der ihre Kameraden mit dem Säbel aus dem Hause gejagt hätte. Er trat unerschrocken unter sie, sie drückten ihm die Hand und zogen darauf von dannen.

Zuweilen rächten sich die Bauern grausam für erlittene Unbill. Im Herbst 1831 hatte mich mein Vater zu einer Fußreise von Boyberg nach dem Breisgau mitgenommen. Auf dem Rückweg wanderten wir durch das Schapbachthal. Da schloß sich ein alter Schwarzwälder meinem Vater an und erzählte ihm aus den Kriegszeitern, von den Untaten der welschen Marodeure in den einsamen Weibern und Höfen der Berge, und wie die Bauern furchtbare Rache nahmen, wenn sie die Räuber sungen. Meinem Vater grauste, als ihm der Alte schilderte, wie sie eines Tages einen Brandstifter in den Backofen schoben und lebendig verbrannten.

\* \* \*

Auf die Kriege der Republik folgten die des Kaiserreichs mit der Gründung des Rheinbundes auf den Trümmern des Deutschen Reichs. Die badische Markgrafschaft unter Karl Friedrich wuchs zum Großherzogtum; dem Königstitel lehnte der Fürst mit weisem Bedacht ab. Dem verbündeten Lande blieben jetzt die Kriegsgreuel auf dem eigenen Boden erspart, aber seine Söhne starben und verdarben in dem Dienste des welschen Imperators unter der brennenden Sonne Spaniens und auf den Eisfeldern Rußlands. Wenn die junge Mannschaft ausgehoben wurde, ging der Schrecken durch alle Mutterherzen; dem Tode geweiht, zogen die Söhne in die weite Ferne, und wenige kehrten in die Heimat zurück. Ein Augenzeuge erzählte mir: „An dem Tage, wo die Rekruten ihr Dorf verließen, schlugen sie in sinnloser Wut alles kurz und klein. Es waren die Aermsten und Rohsten, die zur Schlachtbank geliefert wurden; die Wohlhabenden kauften sich los.“

Die vereinte Macht Europas stürzte den Titanen. Die Glorie des Besiegten strahlte fast noch blendender von der einsamen Insel im fernen Weltmeer über den Erdball als von dem Kaiserthron. Sein tragisches Geschick, einzig groß in der Weltgeschichte, erschütterte das wandelbare Herz des Volkes. Als er in die Gruft stieg, leuchtete sein Bild wie die versinkende Sonne in die hereinbrechende Nacht der politischen Reaktion. Der tote Cäsar hob sich gewaltig ab von dem Pygmäengeschlechte, das nach seinem Sturze die Zügel der Welt

führte, ohne die Stimme der Zeit und das Sehnen ihrer Völker zu begreifen. Kein Wunder, daß die Geschichte des Kaiserreichs zur ruhmreichen Legende ward wie die des großen Alexander, ja, auch der Liberalismus verklärte den glücklichen und klugen Erben der Revolution zu dem weisen und getreuen Hüter ihrer errungenen Schätze; die blinde Masse sah sogar in dem Menschenverächter einen Märtyrer im Kampfe für die Freiheit wider den Absolutismus, einen Völkerheiland, den die Despotie an den Felsen im Meere geschmiedet hätte. Am üppigsten wucherte die tolle Legende bei den Franzosen, und weil sie ihren Abgott nicht mehr lebendig erlangen konnten, holten sie seine Leiche.

Wie im Gedichte feierte die Kunst auch im Bilde den toten Kaiser und schmückte die Wände der Gasthöfe und Privathäuser bis zu den Hütten der Dörfer herab mit den Großtaten Napoleons als General Bonaparte und als Kaiser. Die Bilder haben später fast überall denen von Kaiser Wilhelm I. und seinen Paladinen Platz gemacht.

Wir Lyzeisten teilten den Napoleonkultus nicht. Wir sangen begeistert die Lieder von Arndt und Körner, unsere Helden waren die Blücher, Schill und Hofer, und das deutsche Vaterland war uns kein geographischer Begriff wie den Staatsmännern und Diplomaten jener Zeit.

Es kam wohl vor, daß ich mit meinem Vater politisierte und die Schale meines patriotischen Zorns über den korrischen Abenteuerer und den welschen Erbfeind im Westen ergoß; bei einer solchen Gelegenheit hielt er mir folgende Standrede: „Wie gut ist es doch, daß du nicht vor 50 oder 60 Jahren zur Welt gekommen bist! Hättest du mit eigenen Augen das unglaubliche politische und wirtschaftliche Elend gesehen, worin wir damals steckten, so würdest du über Napoleon anders urteilen. Das heilige römische Reich war aus tausend Lappen und Lappchen zusammengeslickt, am buntesten und abscheulichsten am Oberrhein. Hier saßen, hohl aufgeblasen im stolzen Gefühle ihrer Reichsunmittelbarkeit, aber in jämmerlich zerlumpten Gewändern, die Glieder und Stände des Reichs durcheinander: Herzöge und Fürsten, Grafen und Freiherrn, gefürstete und ungesürstete Aebte und Bischöfe samt dem deutschen Ritterorden, freie Städte und Städtgen, das reichsunmittelbare Dörfchen Hammerbach nicht zu vergessen! Sollten sie aber für des Reiches Ehre und Sicherheit eintreten, so kargten sie schimpflich mit Hellen und Pfennigen, pöbten auf ihre Gerechtfame und Freiheiten und

hielten mit den ganzen und halben Soldaten zurück, die sie zur Reichsarmee zu stellen hatten. — Lange vor dem Rheinbund, der deine Galle überfließen macht, öffnieten geistliche und weltliche Kurfürsten den Franzosen als Verbündete die Tore des Reichs.

Aus dem politischen Elend floß das wirtschaftliche. Jedes Gebiet hielt fest an seinen Schlagbäumen, am eigenen Gericht und Galgen, am eigenen Maß und Gewicht und legte Verkehr, Handel und Industrie des Nachbarn lahm, in dem Wahne, so das eigene Interesse zu fördern. — Dies doch in Hebels Hausfreund, wie der Adjunkt die Leute belehren mußte, als es galt, sie mit dem einheitlichen, neuen Maß und Gewicht in dem neugeschaffenen Großherzogtum zu versöhnen!

\*

### Der Schneider in Pensa

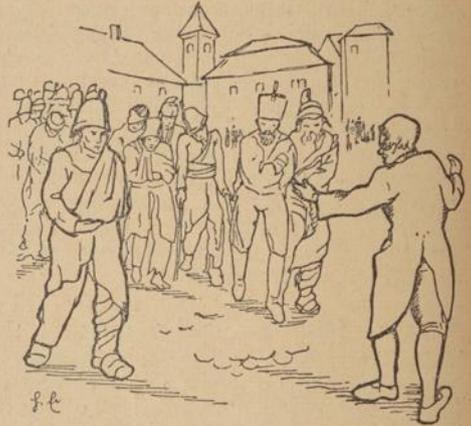
Von Johann Peter Hebel.

**D**er Schneider in Pensa, was ist das für ein Männlein! Sechszwanzig Gesellen auf dem Brett. Jahr aus Jahr ein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher, heiterer Sinn, ein Gemüt, treu und löstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut rheinländischer Hausfreundschaft.

Im Jahre 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man aus Europa hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und übernommen und alsdann weiter abgeführt in das tiefe, fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenn's nicht einer gleichsam als eine fremde Ware aus Europa mitbringt.

Also kamen eines Tages mit Franzosen gemischt auch sechzehn badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an und fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand,

kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: „Was wird aus uns werden?“ oder: „Wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen, und wer wird den Leuten begraben?“, da vernahmen sie mitten durch das russische und kosackische Kauderwelsch wie ein Evangelium vom Himmel unvermutet eine Stimme: „Sind keine Deutschen da?“, und es stand vor ihnen



auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe, freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Gaetmaier, gehärtigt aus Bretten im Großherzogtum Baden. Hat er nicht im Jahre 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein Pälzer Schneider schlägt sieben- bis achtmal hundert Stunden Weges nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerie-Regiment als Regimentschneider engagieren und ritt mit ihnen in die fremde russische Welt hinein, wo alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stehend, bald mit dem Schwert. In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er zu dem deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf dreißig Stunden Wegs ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertrant er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rat,

Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüt wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenerte. So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Schere und Elle weg und war der erste auf dem Platze, und „sind keine Deutschen da?“ war seine erste Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes tun wollte, und liebte sie schon im voraus ungesehener Weise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussähen“, dachte er. „Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen viel Gutes erweisen kann.“ Doch nahm er, wenn keine Deutschen da waren, auch mit Franzosen vorlieb und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Glend, als nach Kräften er konnte. Diesmal aber, als er mitten unter so viele hineinrief: „Sind keine Deutschen da?“ mußte er zum zweitenmal fragen, denn das erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien verklang in ihren Ohren wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutsche genug“ und von jedem erfragte, woher er sei — er wär' mit Mecklenburgern oder Kurpfälzern auch zufrieden gewesen, aber einer sagte: „Von Mannheim am Rheinstrom“, als wenn der Schneider nicht von ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt, der andere sagte: „Von Bruchsal“, der dritte: „Von Heidelberg“, der vierte: „Von Gochsheim“; da zog es wie ein warmes, auflösendes Tauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten“, sagte das herrliche Gemüt, „Franz Anton Egetmaier von Bretten“, wie Joseph in Aegypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph, euer Bruder“ — und die Tränen der Freude, der Wehmut und der heiligen Heimatsliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigeren Fund an dem Schneider oder der Schneider an seinen Landsleuten machte, und welcher Teil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine feuern Landsleute im Triumph in seine Wohnung und bewirtete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um Gnade, daß er seine Landsleute in Penja

behalten dürfe. „Anton“, sagte der Statthalter, „wann hab' ich euch etwas abgeschlagen?“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste, einen nach dem andern. „Herr Landsmann“, sagte er zu einem, „mit Eurem Weiszeug sieht's windig aus. Ich werde Euch für ein halbes Dutzend neue Hemden sorgen. — Ihr braucht auch ein neues Röcklein“, sagte er zu einem andern. — „Eures kann noch gewendet und ausgebessert werden“, zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle sechsundzwanzig Gefellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werthen rheinländischen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausgestattet. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöten ist, mißbraucht niemals fremde Gutmütigkeit; deswegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: „Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit. So wissen wir auch nicht, wie wir Euch für Euer großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann.“ Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles, was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an!“ So kurz weg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn eingekast in Würde, die Güte hervorblüht. Denn nicht nur die hohe, fürstliche Geburt und Großmut, sondern auch die liebe, häusliche Demut gibt, ohne es zu wissen, bisweilen dem Herzen königliche Sprüche ein, Gefinnungen ohnehin. Jetzt führt er sie freudig wie ein Kind in der Stadt bei seinen Freunden herum und macht Staat mit ihnen. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehmer zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tage von den Treuen auch in Asien mit Gastmahl, mit Bivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Allirten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte, und seinen Kindern — er nannte sie nur noch seine Kinder, — mit Freudentränen zu brachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte.

Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohltäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder“, sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht.“ — „Vater Egetmaier“, sagten sie, „tut unserem Herzen nicht wehe!“ Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopfeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Trennung, und zu dem bitteren Schmerz die Not. Denn es fehlte an allem, was zur Notdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirtbaren Gegend nötig war, und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das wenige nirgends hin. Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen, leichten Mutes, still und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen“, sagten die rheinländischen Herren Hausfreunde und merkten nichts.

Aber auf einmal kam er mit großen Freundschaften, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder, es ist Rat, Geld genug!“ — Was war's? Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterfunft finden“, sagte er, „wenn nur Ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt.“ O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe, was du hast, und gib es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ Der wird einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommt, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen.“ Doch der Kauf wurde, zu großem Trost für die edeln Gefangenen, wieder rückgängig gemacht. Nichtsdestoweniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen und nötigte sie, was er hatte von kostbarem, russischem Pelzwerk, mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären, oder einem ein Unglück widerfahre. — Den

Abschied will ich nicht beschreiben. Keiner, der dabei war, vermag es. Sie schieden unter tausend Segenswünschen und Tränen des



Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich und noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystok in Polen wohlbehalten ankamen und Geld antraten, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

\*

## Neues vom „Schneider in Pensa“

Von Frix Wilkendorf.

Vollständig unübertrefflich ist es unserem Kalendermann Johann Peter Hebel gelungen, in vorstehender Erzählung den frommen und mildtätigen Sinn des Schneiders Franz Anton Egetmayer darzustellen. Wer diese Anekdote gelesen hat, dem wird das Geschichtliche des seltenen Falles erwünscht sein, obwohl er den besten Teil in der klassischen Schilderung des „Rheinischen Hausfreunds“ von 1815, bereits genossen hat.

Franz Anton Egetmayer aus Bretten, dem Geburtsort Melancthon's, war im Jahre 1785 lockenden Aussichten nach Rußland gefolgt, um dort im Schneiderhandwerk sein Heil zu versuchen. Zunächst begab er sich nach Petersburg, zog dann weiter bis Moskau und bald darauf nach Pensa, wo er an die zwanzig Jahre als ehrfamer Meister gewirkt hat. Er ist unter der fremden Nation herausgewachsen an Ruhm und Achtung; sein Leben, dessen